Eine Begegnung.

Erzählung von Nikolaus Tschereschnew.

Sie fragen mich, wie wir bekannt geworden sind. Nun, das kann ich Ihnen erzählen. Wir lernten uns auf besondere, wenn Sie wollen, sogar originelle Weise kennen."

Urteilen Sie selbst. Wir waren in unserem ganzen Leben nur eine halbe Stunde zusammen. Niemand übernahm die Vorstellung, als wir uns dieses eine Mal begegneten, wir hatten früher nie etwas voneinander gehört, uns nicht einmal dem Namen nach gekannt; im übrigen sprachen wir in der halben Stunde dieser einmaligen Begegnung fast kein Wort miteinander, konnten uns auch nicht die Hand schütteln und entfernten uns, um uns niemals wieder zu treffen. Und doch wurden wir die besten Freunde der Welt."

Sie können es, wenn Sie wollen, bezweifeln, Sie können es eine Erfindung nennen, aber Sie können mich auch fragen:

Hat diesem Zusammentreffen noch jemand beigewohnt? Und ich zeige Ihnen zwei hübsche Mädchenköpfe, deren lustigem Lächeln Sie vielleicht eher glauben werden, als meiner lyrischen Ueberspanntheit.

Soll ich erzählen?

Nun, so hören Sie.

Kineschma, das Kreisstädtchen des Gouvernements Kostromskaja, liegt ganz im Grünen. Es war im Frühling. Die Wolga. Unser Dampfschiff „Krestjanka" und an der Landungsstelle ein weißes Haus mit hübschem Balkon.

Wir legten an dem steilen Ufer an, um in der Gegend umherzustreifen, drangen durch Gebüsche von zartweißen Elzbeerbäumen und erschraken plötzlich, als wir den schrillen Ton einer Pfeife hörten; wir glaubten, das Geräusch käme von unserem Dampfer und stürzten auf das Verdeck; aber das Schiff stand und stand. Es mußte noch Lasten aufnehmen.

Ich saß im Schatten des Verdecks und las die Kineschmaer Zeitung, die ich eben an der Landungsstelle gekauft hatte.

Ein warmer sonniger Maienmorgen, der einen heißen Tag ankündigte. Am blauen Himmel sah man weiße Wölkchen, die auftauchten und verschwanden wie die scheuen Eisschollen des Flusses zur Zeit der Ueberschwemmung. Die Wolga wurde von der Sonne geküßt und rauschte und strahlte. Sie atmete Kühle und lockte die Menschen zu sich herab. Und man hätte sich am liebsten entkleidet und in den Fluß gestürzt, um sich in den Wellen zu erfrischen.

Am Ufer blühten duftende weiße Elzbeerbäume mit lang herabhängenden Zweigen; sie schienen ihrer Umgebung zu lauschen: der Böschung dem Ufer, wo Boote angekettet waren, und der Wolga, die heimlich plätscherte; sie schienen belauschen zu wollen, wovon die schöne Wolga an diesem Frühlingsmorgen träumte und wen sie an ihre kühle Brust herabziehen wollte.

In allem lag soviel reine und zugleich sündhafte Liebkosung, als wenn die Seele von etwas unsagbar Schönem träumt, das man nicht mit Namen oder Worten bezeichnen kann — soviel taufrische und frühlingsreiche Ruhe, die sich auf die Wolga herabzusenken schien; und diese Stille war durch nichts zu unterbrechen, weder durch das wimmernde Ausrufen der Hökerinnen am Ufer, noch durch das Geräusch des Ein- und Ausladens auf dem Schiffe. Und die Stille war im Traum befangen.

Auf meinem Schoß lag die ausgebreitete Zeitung, die von fremdem Leben berichtete, aber ich hatte keine Lust zu lesen, meine Augen waren von dem schönen Morgen erfüllt und glitten schnell über die langweiligen Zeilen der Zeitung, als ich von oben eine Stimme hörte:

„Ach, Gott, ich muß gehen und Geschichte lernen." In dieser Stimme war soviel Jugend und soviel Schwärmerei für die Poesie dieser lieblichen Wolgalandschaft und gleichzeitig soviel Bedauern, daß man sich von dieser Schönheit losreißen muß, um Geschichte zu lernen, daß ich wider Willen den Kopf hob und unwillkürlich lächelte.

Auf dem Balkon an der Landungsstelle standen über die Brüstung gelehnt: ein Eisenbahnbeamter mit seiner rotverzierten Mütze und ein Junge aus der Realschule mit weißer Mütze. Gewiß war es dieser Realschüler, welcher Geschichte lernen mußte. Als Antwort auf mein unwillkürliches Lächeln lachte er auch. Der Eisenbahnbeamte verzog ebenfalls das Gesicht.

Indessen wurde es auf die Dauer unbequem, sich so anzusehen — und ich suchte etwas Interessanteres als das kleinstädtische Getriebe um mich herum — aber das Lächeln des Knaben ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Es entstand in mir ein heftiger Wunsch, mich diesem Jungen zu nähern, ihn scherzhaft zu bedauern, ihm die Hand zu schütteln, herzlich und lustig mit ihm zu lachen.

Von Zeit zu Zeit wandte ich die Augen zu dem Balkon und fand jedesmal die des anderen — dunkle und junge Augen, in welchen ein Lächeln strahlte — auf mich gerichtet — und sah den Schüler verstohlen an:

Mittelgroßer, edler Wuchs; sympathisches und sogar reizvolles Gesicht, das vielleicht von Natur aus, vielleicht auch erst durch die Sonne so dunkelbraun gefärbt war, mit schwärzlichem ersten Flaum. Der kleine Realschüler aus der Provinz hatte ein einfaches und gutes Gesicht. Es lag nichts darin, was an einen Bewohner der Wolgagegend erinnerte; die dunklen Augen, der schwärzliche Flaum und diese unbegreifliche tiefbraune Hautfarbe — alles das erinnerte an den Süden, an südländische Färbung, südliche Bestrahlung der Sonne und den freien Wind der weiten Heide.

Aber um uns herum lachte und lockte der Maienmorgen. Es schien, als lächelte unsichtbar der Frühling, — und alles atmete Lust und Jugend und war in strahlenden Glanz gehüllt. Meine Reisegefährten, zwei Studentinnen, rieten mir, mit diesem Jüngling zu sprechen; aber wie?

Und wieder richtete ich unwillkürlich den Blick zum Balkon und begegnete den Augen des anderen, welche von dunklen Wimpern beschattet waren, und wieder senkte sich mein Blick auf die langweilige Zeitung, aber das Lesen wollte nicht mehr von statten gehen, ich hatte keine Geduld mehr dazu und erhob mich. In mir war eine Lust, einen dummen Streich zu machen, solchen lustigen Jungenstreich voll knabenhaften Uebermutes; — aber irgend eine törichte Zaghaftigkeit und Bescheidenheit hielt mich davon zurück.

Meine Reisegefährtinnen wollten, daß ich mit dem Realschüler spräche. Sie und ich bemerkten, daß der Eisenbahnbeamte auch etwas zu seinem jungen Freunde sprach und ihn öfters verstohlen mit dem Ellenbogen anstieß; — und dadurch wurde die Stimmung noch lustiger, und ich nahm mir vor, mit ihm zu sprechen; aber wovon?

Wovon? — Nein, ich weiß nicht, aber dieser Frühlingsmorgen am Flusse war so heiter und strahlend und die Sonne küßte so jugendlich schwärmerisch die schöne, verwöhnte Wolga, daß sich innerlich in mir etwas gegen dieses Verstecken und das stumme Augenspiel empörte — und nur meine dumme Scheu drängte die unausgesprochenen fröhlichen Worte zurück, die mir auf der Zunge schwebten.

Aber die Zeit verging, — zehn, zwanzig Minuten; die Pfeife ertönte, einmal, zum zweiten Mal, das Ein- und Ausladen war schon fast beendigt, mit vollem Ton erscholl die Pfeife zum dritten Male über die ganze Wolga hin, die Schiffsbrücke wurde abgezogen, dann spritzten die Wogen hoch auf, — und unsere „Krestjanka" verließ das grüne Kineschma. Und ich ärgerte mich über meine Zaghaftigkeit, und wieder entstand in mir der Wunsch zu sprechen, und der Ellbogen des Eisenbahnbeamten war auch wieder in Tätigkeit und schien den Jüngling zum Sprechen zu ermuntern — aber wovon, was sollte ich ihm sagen? — Und ich schreie durch das Geräusch der Dampferwellen:

„Adieu, Kamerad! Wünsche Ihnen guten Erfolg zur Geschichtsprüfung!"

„Danke. Glückliche Reise!" — tönt es von fernher zu mir und weiter kein Wort; nur lustige Gesichter und lächelnde Augen.

Das Dampfschiff entfernt sich, — der Jüngling winkt mit der Hand und ruft mich zum Bord des Schiffes näher zu sich heran. Ich eile zur Reeling, — er nimmt die Mütze ab und schwenkt sie, — ich ziehe mein Taschentuch heraus und erwiderte den Gruß. Aber das Dampfschiff entfernt sich immer mehr, dem Laufe des Wassers folgend. Ich breite die Zeitung aus und winke mit dem langweiligen Papier, der Jüngling nimmt einen Gardinenzipfel, um ihn aus dem Fenster wehen zu lassen.

Zum Abschied ein lauter Pfiff des Dampfers; aber der Ton verliert sich bereits an entfernteren Ufern. Weiter und weiter.

Und die Gardine ist schon nicht mehr zu sehen. Zu einem weißen Fleck schrumpft die Landungsstelle zusammen; auf dem Berge verschwindet Kineschma hinter den grünen Frühlingsgärten und erscheint zuletzt nur noch wie ein winziges Spielzeug, und ich bin ganz schwermütig geworden, als ob dort am Ufer, wo die Elzbeerbäume in leuchtender Blüte stehen und die Wellen der Wolga melodisch plätschern, ein Teil meiner Seele, etwas unwiederbringlich Teures und Heimisches, wie Jugend und Lebensmut, in diesem Realschüler mit seiner unverhofften Frühlingsfreude zurückblieb.

Weiter und weiter.

Das Städtchen verschwindet aus unserem Gesichtskreis. „Adieu, liebes Kineschma! Adieu auch Du, lieber Realschüler!" Erste und vielleicht auch letzte Begegnung. Mir ist traurig zu Mute. Und meine Traurigkeit läßt mich auf Mittel sinnen, das Versäumte nachzuholen — irgendwie, durch Korrespondenz vielleicht, doch die Bekanntschaft dieses Jungen zu machen. Warum? — ich weiß nicht. Warum diese Traurigkeit, warum überhaupt diese wunderliche Begegnung? —

Und plötzlich geht mir, wie von lieber Stimme gesprochen, der Anfang eines meiner Gedichte durch den Sinn:

„Kein Zufall ist's, wenn neue Menschen dir begegnen,
Nein, ein Gesetz mit rätselhaftem Sinn,
Und jene hohe Gottheit mußt du segnen,
Die ewig dir's verhüllt seit Anbeginn."

„Mag es nun wirklich so sein oder nicht, jedenfalls ärgere ich mich immer mehr über meine Zaghaftigkeit, und rede mir ein, daß ich mir etwas Besonderes und Reizvolles habe entgehen lassen; ich möchte es wieder gut machen und weiß nicht, wie ich das anfangen soll. Einen Brief an seine Adresse schreiben und den Jüngling um Antwort bitten? Ganz abgesehen von der Adresse kenne ich weder seinen Vor- noch Familiennamen. Bekannte habe ich in Kineschma auch nicht.

Wie ärgerlich!

Plötzlich fällt mir ein, daß in Kineschma zwei erwachsene Realschüler unseren Dampfer bestiegen, und ich gehe, um sie zu suchen und von ihnen den Namen des zurückgebliebenen Kameraden zu erfahren. Sie saßen am hinteren Ende des Schiffes, in zerfetzte Lehrbücher vertieft.

„Kameraden, können Sie mir vielleicht den Namen Ihres Mitschülers sagen, der auf dem Balkon an der Landungsstelle stand?" frage ich die Realschüler.

„Wir sind nicht Hiesige, wir sind aus Nischninowgorod. Wir sind nur auf einen Tag hier," antwortet der andere, „und jetzt fahren wir zur Prüfung."

Wie ärgerlich!

Da ist nichts weiter zu machen, als auf die nähere Bekanntschaft des Jungen endgültig zu verzichten.

Aber auf einmal kommt mir ein neuer Gedanke, und dieser Gedanke veranlaßt mich, in die Kajüte zu gehen, dort eine Postkarte zu nehmen und meinem neuen Bekannten ein paar Zeilen zu schreiben, ohne daß ich seinen Familien- und Vornamen erfahren habe, — und ich schreibe:

„An die Realschule der Stadt Kineschma für den Zögling, welcher dem Dampfschiff „Krestjanka" beim Abschied Grüße zuwinkte. 25. Mai 1908."

Ich schreibe meine Adresse und ein paar fröhliche Worte und werfe die Karte bei der nächsten Landung in den Briefkasten; es ist das einzige, was ich machen kann, um die Bekanntschaft zu erneuern.

Wäre das im Ausland passiert, so hätte ich nach meiner festen Ueberzeugung in ein paar Tagen Antwort gehabt, aber da wir in Rußland leben, verlor ich jegliche Hoffnung. Doch zwei Monate später erhielt ich plötzlich einen Brief von unbekannter Hand mit dem deutlichen Poststempel: Kineschma. Ist das Schicksal oder nicht? Der Postmeister in Kineschma hat Rußland in meinen Augen rehabilitiert. Er bekam meine Karte, und da er nicht wußte, was er damit machen sollte, legte er sie in das Fach für unbestellbare Postsachen. Wer weiß wie lange Zeit die Karte noch den Staub des Postfaches geschluckt hätte, wenn nicht ein Zufall sie ans Tageslicht beförderte.

Der Postmeister traf auf einer Gesellschaft einen bekannten Realschüler Kolei S. und plauderte mit ihm. Man kam auf Postkuriosa zu sprechen.

„Manchmal schreibt das Publikum seltsame Adressen." Dabei zuckte der Postmeister die Achsel. „Neulich bekam ich zum Beispiel eine Karte mit solcher wunderlichen Adresse für Ihre Schule . . . ." und er berichtete von meiner Karte.

„Nun?" lächelte der Realschüler.

„Nun? Aber wohin zum Teufel soll ich sie schicken?"

„Schicken Sie sie ruhig nach der Realschule, denn die Karte ist für mich." Der Jüngling strahlte über das ganze Gesicht, als er von unserer Begegnung erzählte, — und am anderen Tage stürzte er mit dem Rade davon, um die Karte, welche schon lange auf der Post lag, abzuholen.

Und so sind wir jetzt Freunde geworden, es fanden sich gemeinsame Interessen, und es entstand ein ehrlicher, freundschaftlicher Briefwechsel und kameradschaftliche Intimität. Wir haben unsere gegenseitigen Photographien ausgetauscht, — und meine steht auf seinem Schreibtisch, wie die seinige auf meinem, und immer während der Arbeit sehen mich die fröhlichen Augen dieses auf so wunderbare Weise gefundenen und mir so nahestehenden Menschen an. Auf der Photographie sind die Augen mit einem Schleier leichter Schwermut bedeckt.

Ich hatte recht. Er ist Südländer, geboren und auferzogen im Dongebiet, in der Kosakenkolonie „Stanitza", und liebt seine heimatlichen Steppen — und die Steppen lieben den jungen Kosaken und flüstern ihm trauliche Klänge ins Ohr, oder es mag auch der freie Wind sein, der ihm die Laute zuträgt, die er dann auf dem Klavier wiedergibt. Er ist ein junger Komponist; als Geiger reißt er die Menschen mit sich fort.

Das ist alles!

Es sind, wie Sie merken, schon viele Jahre seitdem verflossen, aber diese erste und bisher einzige Begegnung ist mir klar im Gedächtnis geblieben, jedesmal wenn ich die Augen schließe, sehe ich diesen maifrischen Morgen und die langsam plätschernde Wolga und die lockende Kühle des Wassers und diese weißen Elzbeerbäume, die ihre Zweige weithin ausbreiteten und ins Wasser hinabsahen und lauschten, wovon die schöne Wolga an jenem Frühlingsmorgen träumte und wen sie mit ihrer bezaubernden Frische zu sich hinablockte.

Und jener Balkon an der Landungsstelle, von wo mit jugendlichem Lächeln dunkle, von langen Wimpern beschattete Augen herabsahen aus einem tiefbraunen guten Gesicht.

Perlen als Männerschmuck.

Während heute die Männer mit den Perlen nichts anderes zu tun haben, als sie zu kaufen und zu verschenken, standen sie früher im Mittelalter in einem viel intimeren Verhältnis zu diesem Schmuck. Damals waren es beinahe ausschließlich Männer, die Perlen trugen. Wahrscheinlich beruht dies auf einer alten Ueberlieferung, denn schon in Gräbern aus der Bronzezeit, die unzweifelhaft männliche Ueberreste enthielten, hat man Perlen gefunden. Die merowingischen Könige, die das Geheimnis besaßen, ihr überreiches Haar stets in voller Ueppigkeit zu erhalten, haben in ihrem Diadem nur Perlen getragen. Karl der Große ließ sich auch Perlen auf die Schuhe sticken. Die Vornehmen des 12. Jahrhunderts benützten sie zu Knöpfen und Agraffen. Später wurden die männlichen Kleidungsstücke mit Perlen überladen, namentlich zur Zeit des hundertjährigen Krieges zwischen Frankreich und England. König Johann mußte lange in Kriegsgefangenschaft schmachten, da sein Lösegeld nicht bezahlt wurde. Seine Untertanen wollten ihre reichen Perlenschätze nicht opfern. Der Herzog von Bourbon trug z. B. an dem Tag, als er bei Poitiers den Engländern in die Hände fiel, allein auf seinem Waffenrock 600 wohlgezählte Perlen. Der Dichter Karl von Orléans konnte im Jahre 1414 nicht genügend Gold auftreiben, um seinen jüngeren Bruder Jean d'Angoulême, der als Kriegsgefangener nach England geschleppt worden war, loszukaufen. Aber sein weiter, upländischer Mantel war mit 960 Perlen besetzt. Auf die Aermel war ein gereimtes Chanson gestickt, das mit den Worten begann: „Madame, ich bin so fröhlich!" Dem Gedicht waren Noten beigegeben, die aus je vier Perlen zusammengesetzt waren.

Philipp der Gute, Herzog von Burgund, ließ sich in seinen Helm und in seine Rüstung eine große Anzahl Perlen einlegen. Sein Sohn, Karl der Kühne, trug auf seinem Fürstenhut aus gelber Seide, in einem breiten Kreis von Perlen, einen prachtvollen Rubin; aus einer diamantenbesetzten Aigrette stiegen zwei ganz mit Perlen besäte Federn. Im folgenden Jahrhundert schmückte ein Chorherr von Liege sein Chorhemd mit Perlen, und unter der Regierungszeit Heinrichs II. waren die zurückgeschlagenen Hemdkragen der Edelleute überreich mit Perlen verziert. Die letzte Zufluchtsstätte, die im ausgehenden Mittelalter die Männer diesem Schmuck gewährten, waren Oberläppchen. Heinrich III. verzichtete auf jedes andere Schmuckstück und trug nur zwei wundervolle Perlen als Ohrringe.

De gustibus.

Im „Keller" Kollegen am Sonnabend skaten,
Touristen auf staubiger Landstraße „kraten",
In qualmigen Kneipen die „Durstigen" zechen,
Die Gleichen Redner gern stundenlang sprechen,
Im schlammigen Teiche die „Seeratten" schwimmen,
Abschüssige Gipfel Bergfexe erklimmen,
Kokette die teuersten Hüte sich kaufen,
Betrunkene Knechte zum Kirchweihfest raufen,
Dienstmädchen und Lehrling Romane verschlingen,
Die „höheren Töchter" das „Kränzchen" besingen,
Die Schmeichler sich Aemter und Ehren erbücken,
Die Frauen zum „Fest" wie zur Hochzeit sich schmücken,
Zum Jahrmarkt die Jungen ihr Nickel verschießen,
Sie nennen es alle: Das Leben genießen.

— Kennt seine Schwäche. „Aber Mensch, warum siehst Du denn so niedergeschlagen aus, du machst ja ein Gesicht, als wenn Du mein Portemonnaie gefunden hättest!"

— Höchstens! Dame: „Ach, liebster Herr Doktor, ich will es Ihnen offen eingestehen, mir fehlt absolut nichts, ich möchte aber unbedingt an die Riviera."

Arzt: „Ja, meine Gnädigste, was sagt denn Ihr Herr Gemahl dazu, wenn ich das verordne?"

Frau: „Der? O, der sagt höchstens: Ist denn der alte Esel verrückt geworden?"

Die gestohlenen Gartenwerkzeuge.

Von Emma Wüterich - Muralt.

Einen gutmütigeren Menschen als den ehr- und tugendsamen Bankbeamten Gottfried Oesterli kannte die Welt nicht. Aber weil nun einmal leider kein irdisches Wesen ganz absolut fehlerlos ist, so haftete auch diesem guten Mann eine kleine Untugend an, nämlich die, daß er in seinen Freistunden alles Mögliche und Unmögliche unternahm und nie etwas vollendete.

So entdeckte er z. B. plötzlich, daß die Küche des Weißelns sehr bedürftig sei.

Sofort legte er sich scharf ins Zeug.

Alsbald wußte dann Frau Oesterli, daß sie den Gipser benachrichtigen mußte, er möchte sofort mit den nötigen Requisiten kommen; denn sie hätte ja so alt werden können wie der selige Methusalem, und es dabei doch nie erleben, daß die eheherrliche Arbeit ihres Mannes fertig geworden wäre.

Ebenso bös stand es mit Herrn Oesterlis Malkunst. Schon nach den ersten Pinselstrichen verflüchtigte sich der Künstlerehrgeiz und der herbeigeholte Berufsmaler mußte das Werk vollenden.

Einmal schwärmte Herr Oesterli für das Firnissieren der Bettstellen, aber der schöne Anfang kam auch hier nicht über das erste Stadium hinaus, und nicht Herr Oesterli, wohl aber der Möbelschreiner heimste die Lorbeeren ein.

Einmal schaute er den Holzhackern zu, wie sie im Hofe Holz klein machten. Heiza! das ging ja wie durch Butter und die Scheitlein flogen nur so umher. Das war doch das reinste Vergnügen, ein Kinderspiel, gar keine Arbeit!

„Den Taglohn kann ich mir ganz leicht selbst verdienen!" dachte der schnell entflammte Mann, kaufte flugs ein Klafter Buchenholz und Axt und Säge und Scheiterblock und machte sich mit bewunderungswürdigem Eifer an die Arbeit.

Aber die Sache erwies sich bald als kein Kinderspiel und gar bald trat die Ermattung ein. Ach, warum mußte seine Frau just in diesen Tagen eine große Wäsche abhalten und alle Augenblicke gespaltenes Holz verlangen. Ja, wenn er in aller Ruhe hätte arbeiten können, dann wäre der Verleider nicht gekommen, aber dieses Drängen regte ihn auf und machte ihm die Holzhackerei zur Qual. Und das Ende von der Geschichte war, daß zwei rassenechte Holzer anrückten, die dann mit dem großen Werk bald fertig wurden.

So unzuverlässig Herr Oesterli bei diesen freiwilligen häuslichen Arbeiten war, so tüchtig und exakt erwies er sich in seinem Berufe, denn sonst hätte er nicht, geschätzt und geachtet von Prinzipal und Kollegen, sein fünfundzwanzigstes Jubiläum feiern können.

Zuerst beabsichtigte er, noch einige Jahre auf seinem Posten auszuharren, aber er fürchtete für seine Augen und so trat er denn in den Ruhestand mit einer ganz netten Pension, die durch die Zinsen eines artigen Vermögens angenehm erhöht wurde.

Nun mußte aber doch Herr Oesterli seine Freiheit auf irgend eine Weise ausfüllen, und so fing er an, im Hause herum zu rumoren, zum Leidwesen seiner ordnungsliebenden Gattin.

Er kramte dieses und jenes hervor, ließ es liegen, fing alles mögliche an und vollendete nichts.

So verfiel das Gastzimmer plötzlich seiner Renovationswut. Die Tapete war ihm nicht mehr schön genug; sofort ging er hin und kaufte eine Menge Rollen. Dann ging das Kleistern los. Der erste Streifen klebte endlich an der Wand; größere Schwierigkeiten verursachte das zweite Blatt, das Muster wollte sich nicht harmonisch zusammensetzen lassen, und das Papier warf überall abscheuliche Blasen. Oesterli hatte sich die Sache viel zu leicht vorgestellt, und der Tapezierer lachte sich ins Fäustchen, als er das Kunstwerk von der Wand riß und durch sein eigenes ersetzte.

Nach solchen Erfahrungen war es kein Wunder, wenn die gute Frau Oesterli wenig Vertrauen mehr setzte in das Handwerkstalent ihres Gatten. Das einzige Mittel, seine Schaffenslust abzukühlen, suchte sie darin, daß sie ihn häufig spazieren schickte, oder selbst mit ihm einen Weg ausging.

Doch leider zeitigte die gute Absicht, ihn von Zerstörungen im Hause abzuhalten, eine höchst fatale Begleiterscheinung, die Frau Oesterli manche schlaflose Nacht kostete.

Denn eines Abends kam ihr Mann heim im Zustand höchster Begeisterung und rief: „Frau, wie ziehen nach Sternenberg!"

Und bevor die gute Gattin sich von ihrem Schrecken erholt hatte, zählte er schon eine Unmenge von Vorzügen auf und schilderte das Dorf als ein Paradies und das Leben darin als eine himmlische Existenz.

Frau Oesterli stiegen die Haare zu Berge, wenn sie daran dachte, ihre liebe, schöne Wohnung verlassen zu müssen und den traulichen Erker, aus dem man alles sah und in dem man vor der Welt verborgen blieb.

Sie kannte ihren Mann nur zu gut, sie wußte, daß er nicht nachgeben würde. Aber die gute Seele dachte eben wie immer: „Er soll dein Herr sein", währenddem er fest auf dem Standpunkt beharrte: „Nicht nachlassen gewinnt".

Mühevoll gingen die Umzugstage vorbei. Frau Oesterli mußte oft mit den Tränen kämpfen, während ihr Mann beständig pfiff: „Freut euch des Lebens!"

Kaum waren die Leutchen in dem hübschen Landhaus eingerichtet, so erwachte der Unternehmungsgeist in Herrn Oesterli.

Schon andern Tags kam ein Bursche mit neuen Gartengeräten.

Mit wahrem Feuereifer ging es nun ans Umstechen des Pflanzlandes und das Aussäen der Beete.

Es kam ein heißer, trockener Sommer. Das tägliche Gießen, das Ablesen der Raupen, das Ausrotten des Unkrautes machte Herrn Oesterli viele Mühe, sodaß er sich eines Tages, als ihm die Sonnenglut den hellen Schweiß austrieb, sagte: „Nein, ich bin doch wahrhaftig kein afrikanischer Negersklave!"

Am liebsten hätte er die Gärtnerei sofort an den Nagel gehängt, wenn er sich nicht vor seiner Frau geschämt hätte.

Nun entwarf er aber sogleich einen raffinierten Kriegsplan.

Er fuhr in die Stadt und bearbeitete seine Schwester, sie möchte doch Frau Oesterli recht eindringlich einladen, zu ihr zu kommen, da sie doch immer noch so schwer an Heimweh leide. Die gute Schwester stimmte sofort bei und auch seine Gattin nahm den Antrag dankbar an, wollte jedoch mit der Aufopferung ihres Mannes nicht Mißbrauch treiben und erklärte, nur eine Nacht fortbleiben zu wollen. Sie fuhr ab und Herr Oesterli blieb allein.

Unverzüglich machte er sich an sein dunkles Werk, dessen Ausführung kein Mensch beobachten durfte. Er packte Schürze, Hut und Holzschuhe in ein Kistchen, und als die Nacht herniedersank, nahm er es unter den Arm und das übrige Gartenwerkzeug über die Schulter und schritt mühsam beladen, aber todesmutig dem nahen Walde zu.

Unter den Aesten einer großen Tanne wurde ächzend alles abgeladen und ganz glücklich wanderte der kluge Mann heimwärts, just als die Kirchtumsglocke die Mitternachtsstunde verkündete. So gut hatte er noch selten geschlafen.

Am andern Tag, als er seine Frau vom Bahnhof abholte, erzählte er ihr voll Entrüstung, daß ihm alle Gartenwerkzeuge gestohlen worden seien, und daß man trotz eifriger Nachforschung noch nichts von dem Dieb entdeckt habe.

„Jetzt wird aber ein scharfer Hund angeschafft, erklärte er sehr energisch.

„Aber doch keine neuen Gartenwerkzeuge mehr, du nimmst doch lieber den Gärtner", riet seine Frau.

„Und dann ist all' meine Arbeit umsonst", heuchelte der Gatte und begann abermals auf die Diebe zu schimpfen in allen Tonarten.

„Wo ist denn nur das Kistchen hingekommen, das ich immer im Kasten hatte?" forschte Frau Oesterli, „ich hätte es jetzt so gut brauchen können, um deiner Schwester Pfirsiche zu schicken."

„Ich weiß nichts davon", log Herr Oesterli, wodurch es sich wieder einmal deutlich bewahrheitete, daß die böse Tat immer von neuem Böses gebiert.

Im Garten machten zwei Gärtner Ordnung, und beim Nachtessen fing Frau Oesterli nochmals an, von dem Kistchen zu sprechen. Ihr Mann steckte die Nase tief in die Zeitung.

Doch alle Schliche halfen ihm nichts,

Am nächsten Morgen in aller Frühe erschien ein Taglöhner und brachte all die gefundenen Gegenstände wohlbehalten mit.

Frau Oesterli gab ihm ein gutes Trinkgeld und beeilte sich dann, ihrem Manne die Freudenbotschaft zu überbringen. Für diesen war sie aber eine wahre Hiobsbotschaft.

Er lag noch mollig in den Federn und knurrte aus dem Kissen heraus: „Es gibt doch noch ehrliche Leute auf der Welt".

„Aber auch recht unkluge," meinte Frau Oesterli. „Zum Beispiel solche, die ein Kistchen nehmen mit der vollen Adresse darauf, wenn sie doch wünschen, daß der Diebstahl nie entdeckt werde".

„O verflixt, verflixt", dachte Herr Oesterli und drehte sich gegen die Wand.

— Kathederblüte. Alexander wollte sein Weltreich von dem Würdigsten regiert wissen!... Ja, warum blieb er denn da nicht einfach am Leben?!

— Merkwürdig. — Kurtchen: „Großmuttchen sagt immer, ohne Brille kann sie nichts sehen; aber wenn ich bloß mal 'n ganz klein bißchen unartig bin, sieht sie's doch ohne Brille."